

Sehnsucht nach mehr

Predigt am 1. Weihnachtsfeiertag 2018

Jes 52, 7-10; Hebr 1, 1-6; Joh 1, 1-18

Es war zu Weihnachten 968. In Magdeburg herrschte reges Treiben. Zahlreiche Fürsten und Bischöfe waren an die Elbe gekommen. Kaiser Otto hatte sie zusammengerufen. Mit der feierlichen Einführung von Erzbischof Adalbert sollte die Errichtung des neuen Erzbistums Magdeburg bestätigt werden. Und so geschah es auch im Beisein päpstlicher Legaten am 24. oder 25. Dezember jenes Jahres. Klerus und Volk gaben – wie damals üblich – durch Zuruf und Handerhebung dazu die Zustimmung. Während der Festtage weihte der neue Erzbischof dann auch noch gleich die Bischöfe für die drei neuen Magdeburg zugeordneten Suffraganbistümer Merseburg, Meißen und Zeitz. Schon bald gehörte Magdeburg zu den größten und wichtigsten Bistümern im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Unzählige Klöster und Pfarreien entstanden, Romanik und Gotik prägen die Landschaft bis heute als Stein gewordene Zeugen des Glaubens. Zugleich lebten hier große Persönlichkeiten, die schon bald als Heilige verehrt wurden. Auch wenn es in Folge der Reformation unterging, sind seine Spuren doch noch heute erkennbar.

Inzwischen sind seit jenen für Magdeburg so bedeutsamen Weihnachtstagen jedoch 1050 Jahre vergangen. Nichts ist mehr so, wie es einmal war; und doch wird immer noch Weihnachten gefeiert, auch in einem gesellschaftlich und weltanschaulich völlig anderen Kontext. Woran aber könnte das liegen? Nach wie vor scheint es auch unter uns heutigen Zeitgenossen – Christen wie Nichtchristen – eine Sehnsucht nach einer tieferen Dimension unseres Daseins zu geben, nach mehr, als was man sich selbst schaffen oder leisten kann: nach Gerechtigkeit, Frieden, Barmherzigkeit und Liebe, ja sogar nach so etwas wie Erlösung. Treffen wir doch oftmals auf eine gnadenlose Welt mit Naturkatastrophen und Hungersnöten, Armut und Krankheit, Krieg und Terror, Vertreibung und Flucht. Und in unserer Gesellschaft erhöht sich der Druck: Leistung ist gefragt, Jugendlichkeit, Schönheit, Perfektion und Flexibilität. Viele haben keine Chance mehr, werden eiskalt fallengelassen oder unmerklich vergessen. Auch menschliche Beziehungen gehen in die Brüche. Persönlichstes wird in die Öffentlichkeit gezerrt und breitgetreten. Früher, da glaubten die meisten noch, ihrem Gewis-

sen gegenüber verantwortlich zu sein und bei aller Schuld und Sünde auf das Verständnis Gottes hoffen zu dürfen, auf einen gerechten und gnädigen Richter am Ende aller Tage, auf Befreiung von allem Übel und Vollendung in Herrlichkeit. Heute indessen scheint dafür nicht mehr Gott zuständig zu sein. Stattdessen haben wir Menschen uns tagtäglich vor anderen Menschen für bewusste oder unbewusste Vergehen zu rechtfertigen. Und solche gibt es in Hülle und Fülle. Niemand ist frei davon. Egal was wir tun, wir versündigen uns – ideologisch betrachtet – ständig an der Umwelt, leben auf Kosten der Armen und Entrechteten und werden sowohl für die Taten unserer Vorfahren als auch für die Verwerfungen unserer Zeit mitverantwortlich gemacht. Mögen wir uns noch so sehr mühen, niemandem zu schaden, wir kommen nicht davon frei, ein schlechtes Gewissen zu haben, und können dem Kreislauf von Sünde und Schuld nicht entrinnen. Nachdem Gott für viele nicht mehr existiert, sind wir nun gnadenlos einander selbst ausgeliefert. Und so findet das Jüngste Gericht bereits jetzt überall statt, vor allem in den Medien und im Netz. Shitstorms zwingen Politiker zum Rücktritt, und wer eine andere Meinung vertritt als die eigene, kann mit Spott und Hohn, wenn nicht gar mit Entrüstung und Verachtung oder Hass und Hetze rechnen. Wie schnell sind Sündenböcke gefunden, nehmen Vorurteile und Unterstellungen anderen die Luft zum Atmen.

Aber ist das alles? Gehört zu unserem Leben nicht noch mehr? Manchmal erinnern wir uns – besonders zu Weihnachten – so gern an unsere Kindheit, weil wir inzwischen äußerlich und innerlich müde geworden sind. So schreibt auch der russische Dichter Jewgeni Jewtuschenko in einem seiner Gedichte:

„ Es zerschmelzen die Rätsel der Kindheit
wie der Nebel zerschmilzt an den Flüssen.
Wie ermüdend, wenn nichts mehr geheim ist.
Ohne Rätsel ist längst dir der andere,
und du selbst bist ihm ohne Geheimnis.
Und wenn jetzt eine Hand unsern Arm streift,
wie durch Zufall, im Spiel, aus Versehen,
ist das nur eine Hand, kein Geheimnis,
eine Hand nur, ihr sollt das verstehen.“

Tatsächlich. Wir haben im Laufe der Jahre viel gelernt. Es ist für uns fast alles erklärbar geworden. Wir meinen Bescheid zu wissen, was es mit den Menschen und unserer Welt auf sich hat. Dabei kann jedoch der Blick für die ganze Wirklichkeit und die Freude am Leben verloren gegangen sein. Aber auch erwachsene Menschen leben nicht nur von der Vernunft, haben ihre Träume und Hoffnungen. Wer einen anderen Menschen liebt, erfährt zudem, dass er diesen niemals ganz ausloten kann; da bleibt immer etwas offen. Das Geheimnis des anderen ist es, was uns im Tiefsten anzieht, nicht sein äußerliches Gehabe. Darum ist manchmal vielleicht eine ähnliche Sehnsucht in uns, wie sie Jewgeni Jewtuschenko am Ende seines Gedichtes ausdrückt:

„Darum bitte ich euch, gebt ein Geheimnis,
sei's ein einfaches, zaghaftes, kleines,
sei es barfüßig, mager, in Fetzen,
ein Geheimnis gebt, wenigstens eines!“

Verbirgt sich nicht in der Botschaft von Weihnachten ein solches Geheimnis? Beten wir doch auch in der Liturgie der Heiligen Nacht: „Lass uns dieses Geheimnis im Glauben erfassen und bewahren, bis wir im Himmel den unverhüllten Glanz deiner Herrlichkeit schauen.“ Worin aber besteht dieses Geheimnis? „Das Wort“ – so heißt es im heutigen Evangelium (Joh 1,14) – „ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“. Gott ist als kleines, ohnmächtiges, verletzliches Kind in diese Welt gekommen. Auf *diesem* Wege ist seine Gnade erschienen: nicht in einer alles umstürzenden Revolution, nicht mit „Pauken und Trompeten“, nicht mit einem Sozialprogramm, das ein für allemal Hunger, Armut und Ungerechtigkeit beseitigen könnte. Gott hat den Weg eines Kindes gewählt. Damit zeigt er auf elementare Weise, wie er uns nahe sein will. Er teilt all unsere Bedingungen, unser Menschsein von der Wiege bis zur Bahre, unsere Freuden und Schmerzen, Geburt und Tod, ja sogar die Gnadenlosigkeit einer gewaltsamen und ungerechten Hinrichtung. So ist er bei uns. So ist er mit uns solidarisch bis ins Innerste und bis zum Äußersten.

Liebe Schwestern und Brüder, gehört das nicht im Grunde zur tiefsten menschlichen Sehnsucht: dass jemand da sein möge, der uns nie im Stich lässt? Ist das nicht das einzige, was uns wirklich tröstet und stärkt, wenn wir uns schwach und ohnmächtig fühlen: elementare Nähe und Solidarität, nicht allein sein zu müssen – und nieman-

den alleine zu lassen? Das ist das, was Gott uns an Weihnachten mitzuteilen hat: Unverdientermaßen und ohne Berechnung schenkt er sich uns in seinem Sohn, aus reiner Liebe. Und dieser Jesus Christus bleibt unser Bruder und Weggefährte bis ans Ende, ja sogar durch den Tod hindurch.

Damit sagt und zeigt uns Gott, wie diese Welt nachhaltig verändert werden kann. Damit gibt er uns einen Maßstab und ein Programm. Seine Gnade, die in Jesus Christus erschienen ist, will uns befähigen und bewegen, auch den anderen gnädig zu begegnen und an der Gestaltung menschenfreundlicherer Beziehungen mitzuwirken. Wie geistvoll und heilsam können doch Barmherzigkeit und Liebe sein! Ist uns nicht genau das aufgegeben und auch möglich, was Gott selbst tut: ganz einfach da- und mit-dabei-zu-sein, Einsamkeit zu lindern und – wie es das II. Vatikanische Konzil formuliert hat – „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen“ zu teilen?! Gesellschaftspolitisch heißt das nach unserer katholischen Soziallehre: alle Menschen in ihrer Würde als Ebenbild Gottes und in ihrer Eigenverantwortung zu bestärken, aber auch das Ganze des Gemeinwohls im Blick zu behalten, solidarisch einander zu Hilfe zu kommen und füreinander ein zu stehen. Diese Prinzipien der Soziallehre sind im Grunde nichts anderes als eine Ausfaltung dessen, was Gott selbst getan hat, als er Mensch geworden ist, nämlich da anzusetzen, wo die Gnade am notwendigsten ist: an der Angst und Einsamkeit der Menschen. Hier liegt die Wurzel für echte Veränderungen. Hier ist die Stelle, wo unsere Welt gott-voller und damit menschlicher werden kann. Und genau da braucht Gott uns Menschen. Immer dann, wenn wir jemanden nicht allein lassen, werden wir zu einer „Übergangsstelle der Gnade“. Immer dann, wenn wir wach und sensibel sind für das, was gebraucht wird, wenn wir uns das Schicksal anderer zu Herzen gehen lassen und mutig darauf reagieren, geben wir etwas von dem weiter, was Gott an Weihnachten in diese Welt hinein gesetzt hat.

Wir dürfen und sollen ganz menschlich sein – so wie Gott selbst. Darum freuen wir Christen uns an Weihnachten auch über vieles, was unsere Sinne anspricht: den festlichen Schmuck, liebevolle Geschenke und andere Köstlichkeiten. Auch darin ist Gott uns und sind wir einander nahe. Denn uns Christen braucht nichts Menschliches fremd zu sein, wenn Gott selbst sich auf uns eingelassen hat.

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen in aller Unvollkommenheit dieser Welt ein gnadenreiches Weihnachtsfest, die Erfahrung göttlicher Nähe und menschlicher Zuwendung. Möge uns allen die Botschaft von Gottes Menschwerdung in Jesus Christus zu Herzen gehen und zu einem heiligen Geheimnis werden, das unser Leben prägt und erfüllt.